

III. Historie der Historischen Soziologie

Selbstverständlich ist es in diesem knappen Rahmen nicht möglich, eine ausführliche Theoriegeschichte der Historischen Soziologie zu präsentieren. Es muss also selektiert werden. Deshalb kommen nur signifikante Positionen zur Sprache, die auch heute noch in der einen oder anderen Form eine paradigmatische, exemplarische Funktion haben. Besonderen Raum nimmt die Analyse der jüngsten Entwicklungen ein, da sie in der deutschsprachigen Soziologie bisher kaum zur Kenntnis genommen wurden. Bei alledem kann es hier nicht darum gehen, irgendwelche Ergebnisse oder Resultate der historisch-soziologischen Forschung zu präsentieren, sondern den jeweiligen Problem- und Forschungsansatz zu skizzieren, der den Positionen zugrunde liegt.

1. Soziologie als Historische Soziologie

Auch wenn Max Webers Arbeiten nicht am Anfang einer sozialwissenschaftlichen Erkundung der Geschichte stehen, sondern die auch heute noch aktuellen Konzeptionen eines Ferguson, eines Tocqueville oder eines Marx, so gewinnt doch die Soziologie als eigentlich *Historische* Soziologie ihre genuine Gestalt erst mit dem Werk Webers. Die Soziologie Max Webers ist eine historische Soziologie (vgl. Kalberg 2001). Im Zentrum seiner Studien, sowohl der »Protestantischen Ethik« (1988a) oder der Untersuchung über die Agrarverhältnisse in der Antike (1988f) oder die Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter (1988g) wie auch der späteren über die »Wirtschaftsethik der Weltreligionen« (1988h), steht die Frage nach der historischen Genese, dem Entwicklungspfad, der besonderen Eigenart des modernen okzidentalen Rationalismus, insbesondere des modernen Kapitalismus: »Universalgeschichtliche Probleme wird der Sohn der modernen europäischen Kulturwelt unvermeidlicher- und berechtigterweise unter der Fragestellung behandeln: welche Verkettung von Umständen hat dazu geführt, daß gerade auf dem Boden des Okzidents, und nur hier, Kulturercheinungen auftraten, welche doch – wie wenigstens wir uns gerne vorstellen – in einer Entwick-

lungsrichtung von universeller Bedeutung und Gültigkeit lagen?» (Weber 1988e: 1, Hervorh. weggelassen). Der Kapitalismus wird von Weber als ein »historisches Individuum« konzipiert. Als ein solches bezeichnet Weber einen »Komplex von Zusammenhängen in der geschichtlichen Wirklichkeit, die wir unter dem Gesichtspunkt ihrer Kulturbedeutung begrifflich zu einem Ganzen zusammenschließen« (Weber 1988a: 30). Dieses Verständnis geht auf die neukantianische Begriffslehre (Heinrich Rickert, Emil Lask) zurück, die maßgeblichen Einfluss nicht nur auf die früheren wissenschaftsmethodologischen Arbeiten, sondern auch die späteren genuin soziologischen und universalhistorischen Studien von Weber gehabt hat (vgl. Ringer 1997; anderer Meinung sind Oakes 1990 oder Gerhardt 2001, die den Einfluss des Neukantianismus auf Weber als gering einschätzen). Nach Rickert (1902) stellt ein historisches Individuum einen individuellen Komplex von historischen Kausalzusammenhängen dar, welcher mit anderen individuellen Objekten wiederum kausal verknüpft ist. Dabei taucht bei Weber bzw. im Neukantianismus eine Auffassung von Kausalität auf, die für verschiedene Fraktionen der Historischen Soziologie, insbesondere in ihrer komparativen Ausprägung, maßgeblich geworden ist, ohne dass aber nochmals die Tiefe dieser frühen Reflexionen erreicht worden wäre. Diese Kausalitätsauffassung, die wir der Kürze halber als diejenige der »historischen Kausalität« bezeichnen können, steht im Gegensatz zu dem übermächtigen nomologischen Kausalitätsverständnis. Oder um es noch präziser zu fassen: Die nomologische, also gesetzesartig bzw. regularistisch konzipierte Kausalitätsauffassung rückt in eine heuristische Funktion zur Feststellung von singulären, historischen Kausalitäten. Denn das spezifische Erkenntnisziel der idiographischen, historischen Kulturwissenschaften besteht im Unterschied zu den nomothetischen Wissenschaften nach Weber darin, spezifische, individuelle, konkrete Einzelvorgänge zu erklären. Das Kausalprinzip stellt dabei auch in den historischen Kulturwissenschaften eine unhintergehbare Voraussetzung aller wissenschaftlichen Arbeit dar, aber es wechselt mit dem unterschiedlichen Erkenntnisinteresse seine Gestalt, denn es gilt: »Die Form, in welcher die Kategorie der Kausalität von den einzelnen Disziplinen verwendet wird, ist eben eine verschiedene,

und in einem bestimmten Sinn – das ist durchaus zuzugeben – wechselt damit auch der Gehalt der Kategorie selbst« (Weber 1988b: 134). Historische Erklärungen benutzen Kausalgesetze, um spezifische historische Kausalitäten zurechnen zu können und dabei mit Hilfe von singulären Kausalurteilen historische Konstellationen, also historische Individuen in ihrer Genese zu erklären. »[D]ie Kausalfrage ist, wo es sich um die Individualität einer Erscheinung handelt, nicht eine Frage nach Gesetzen, sondern nach konkreten kausalen Zusammenhängen, nicht eine Frage, welcher Formel die Erscheinung als Exemplar unterzuordnen, sondern die Frage, welcher individuellen Konstellation sie als Ergebnis zuzuordnen ist: sie ist Zurechnungsfrage« (Weber 1988c: 178, Hervorh. weggelassen).

Um historische Erklärungen vornehmen zu können, sollte sich die Historische Soziologie dabei nach Weber der methodischen Doppelstrategie der Untersuchung von »objektiven Möglichkeiten« und »adäquater Verursachung« zuwenden. Der Soziologe fällt mit Hilfe von Idealtypen Möglichkeitsurteile über historische Prozesse. *Möglichkeitsurteile* sind kontrafaktische Urteile über das, was bei einer gedanklichen Abänderung oder Ausschaltung von Faktoren aus bestimmten Konstellationen geworden wäre. Wäre auch bei einer Abänderung von bestimmten Faktoren ein gleicher oder ähnlicher Effekt zu erwarten gewesen? Wenn ja, dann kann diesen Faktoren keine kausale Wirksamkeit zugesprochen werden; sie sind kausal irrelevant. Wenn aber in diesem Gedankenexperiment ein anderes Ergebnis erwartet werden könnte, dann kann man durchaus von einer kausalen Relevanz bzw. einer adäquaten Verursachung sprechen. Wie aber kann man beurteilen, welcher Verlauf oder welche Entwicklung erwartet werden könnte? Hierbei orientiert man sich nach Weber an dem normischen oder nomologischen Erfahrungswissen über den regulären Verlauf dieser Entwicklungen. Um also wirkliche Kausalzusammenhänge identifizieren und analysieren zu können, werden »unwirkliche« Möglichkeitsurteile gefällt. Max Weber erläutert dies an folgendem Beispiel: Ist die Berliner Märzrevolution von 1848/49 eine adäquate oder eine zufällige Folge der Straßenkämpfe und der Schüsse vor dem Berliner Schloss? Wenn man plausibel machen kann, dass auch ohne diese Schüsse unter Beibehaltung aller an-

deren Bedingungen nach all unseren Erfahrungsregeln die Märzrevolution hätte ausbrechen müssen, dann stellen die Schüsse eine zufällige und eben nicht eine adäquate Verursachung der Revolution dar (vgl. Weber 1988d: 287f.).

Von zentraler Bedeutung für die Entwicklung von Webers methodologischen Positionen ist nicht nur der postulierte Gegensatz von generalisierender und individualisierender Begriffsbildung, sondern der so genannte *Methodenstreit* in der »Nationalökonomie« zwischen den beiden Protagonisten Gustav von Schmoller (1838-1917) und Carl Menger (1840-1921). Während Schmoller als Vertreter der jüngeren »Historischen Schule« eine durch historische Forschungen untermauerte, empirisch gesättigte, induktiv vorgehende Nationalökonomie forderte, setzte Menger dem als Vertreter der theoretischen, marginalistischen »Nationalökonomie« entgegen, die ökonomische Erkenntnis müsse auf dem Wege der Deduktion aus apriorischen Axiomen voranschreiten und exakte Gesetzmäßigkeiten formulieren, die zwar nur reine Gedankenkonstrukte seien, aber der empirischen Forschung den Weg weisen könnten. Allein vor diesem Hintergrund lässt sich die Idealtypenlehre von Weber verstehen – *Idealtypen*, in denen Möglichkeitsurteile gebildet werden, dienen dazu, die historisch-empirische Wirklichkeit aufzuschlüsseln. Damit erklärt sich auch die von Weber postulierte Arbeitsteilung zwischen der Idealtypen formulierenden Soziologie und der diese auf die historische Wirklichkeit anwendenden Geschichtswissenschaft.

In den späten religionssoziologischen Untersuchungen über die Wirtschaftsethik der Weltreligionen (vgl. Weber 1988h) wird die frühe Methode noch um ein weiteres wesentliches Moment ergänzt. Während die frühe Methode einen Vergleich von »möglicher« und »tatsächlicher« Entwicklung vorsieht, so wird in den späteren Untersuchungen der historische Vergleich zwischen verschiedenen »historischen Individuen« betont. Die frühe Studie über die »Protestantische Ethik« (Weber 1988a) war zu dem Ergebnis gekommen, dass eine kausal adäquate Verursachung des frühbürgerlichen Kapitalismus in der durch den asketischen Protestantismus geprägten rationalen Ethik liegt. Dieses Ergebnis wird nun im Rahmen von universalhistorischen Vergleichen mit der Wirtschaftsethik anderer Religionen überprüft. Dabei wendet

Weber sowohl die »Methode der Übereinstimmung« wie die »Methode der Differenz« im Sinne Mills an (vgl. S. 78). Das heißt, er geht der Frage nach, ob auch dort, wo es, wie in China, keinen Ansatz zu einem dem okzidentalen Frühkapitalismus vergleichbaren Wirtschaftssystem gab, eine der protestantischen Wirtschaftsethik kausal äquivalente Gesinnung gegeben hat (*Methode der Differenz*) bzw., ob es eben dort, wo es ein kapitalistisches Wirtschaftssystem gegeben hat, auch eine äquivalente, religiös motivierte Wirtschaftsgesinnung gegeben hat (*Methode der Übereinstimmung*). Beide Vergleichsoperationen kommen zum gleichen Befund: Die rationale Ethik des asketischen Protestantismus kann als kausal adäquate Verursachung für den okzidentalen Kapitalismus angesehen werden – ohne dass andere Kausalrelationen von Weber ausgeschlossen werden.

2. Weimarer Historische Soziologie

Nach Max Weber, aber diesem durchaus auch widerstreitend, erlebte die Historische Soziologie einen zweiten Höhepunkt in den 1920er Jahren in Gestalt der nachträglich so genannten »Weimarer Historischen Soziologie«, zu welcher Alfred Weber und Alfred von Martin, Eduard Heimann und Franz Oppenheimer, Emil Lederer und Karl Polanyi, Hans Freyer und Adolf Löwe, aber auch der ältere Werner Sombart als herausragende Vertreter gerechnet werden können (vgl. Kruse 1990, 1999). Neben der Selbstbezeichnung als »Historische Soziologie« (als Gegensatz zur formalen oder zur evolutionistischen Soziologie) bürgern sich auch andere Bezeichnungen ein, etwa »Geschichts-«, »Kultur-« oder »konkrete Soziologie«. In späteren Jahren, insbesondere in den 1950er Jahren, wird sie als unwissenschaftlich, als pure Geschichts- und Sozialphilosophie gebrandmarkt, ein Urteil, welches bis heute nachwirkt und ihre Analysen bis in die heutigen Tage hinein zu Unrecht auf eine theoriegeschichtliche Marginalie reduziert – mit dem Nebeneffekt, dass damit auch die historische Dimension für lange Zeit aus dem soziologischen Diskurs verabschiedet wurde.

In der Historischen Soziologie der 1920er Jahre manifestiert

sich ein allgemeiner Paradigmenwechsel in den deutschen Sozialwissenschaften von der »Historischen Nationalökonomie« hin zur »Historischen Soziologie« (vgl. Kruse 1990). Die Soziologie versteht sich als eine »historische Sozialtheorie«. Was sind deren Kennzeichen? Allgemein gilt, dass es ihren Vertretern nicht um ein historistisches Interesse an der Geschichte geht. Sie erforschen nicht die Geschichte um der Geschichte willen, sondern um Gegenwartsfragen zu beantworten und Zeitdiagnosen zu erstellen. Die großen Probleme der modernen Gesellschaften lassen sich – hier schließen sie sich Max Weber an – nur auf dem Wege ihrer historischen Rekonstruktion erschließen. Sie nehmen eine genetisch-historische Perspektive ein – gegenwärtige Probleme sollen genetisch auf ihre historischen Entstehungskontexte zurückgeführt werden. Zeitdiagnosen bilden also ihren Ausgangspunkt. Das Objekt ihrer Analysen sind »historische Individuen« wie die »Renaissance«, der »moderne Kapitalismus« oder die »Industriegesellschaft«. Diese werden als Individuen aufgefasst, weil sie nicht Ausdruck und Resultat von universellen Gesetzmäßigkeiten sind, sondern auf spezifische historische Konstellationen zurückgeführt werden können. Die Geschichte selbst wird nicht als ein räumlich-zeitliches Kontinuum, sondern als *Diskontinuum* solcher individueller Sozial- und Kulturkreise aufgefasst. Methodisch bedient sich diese Soziologie neben der schwächer ausgebildeten Komparatistik einer weithin besonderen Verfahrensweise, die man als eine typologische bezeichnen kann.

Was damit gemeint ist, lässt sich »typisch« an der »Soziologie der Renaissance« von Alfred von Martin (1882-1979) aus dem Jahre 1932 aufzeigen. Diese Studie steht als erste in einer langen Reihe von zeitdiagnostischen Arbeiten, mit denen von Martin im Rahmen einer Soziologie des Bürgertums die historische Signatur der modernen, bürgerlich-kapitalistischen Epoche nachzeichnen wollte (vgl. Kruse 1994: 100-141). Die Renaissance stellt den ersten Aufbruch aus der statischen Gesellschaft des Feudalismus dar, die erste Phase in der Entfaltung der kapitalistischen Gesellschaft. Sie verdankt sich – und hier verbindet von Martin die Arbeiten Webers mit denen von Georg Simmel – einer ersten, frühkapitalistischen Entfaltung der Geldwirtschaft und einem ersten Schub der Rationalisierung der Welt. Dies manifestiert sich in

den beiden Gruppen, die fortan – manchmal in Koalition, manchmal in Opposition zueinander – die Geschicke der kapitalistischen Gesellschaft prägen, den ›Unternehmern‹ und den ›Intellektuellen‹. Beide sind kennzeichnend für das okzidentale Bürgertum, die einen mit ihrem Individualismus, der soziale Bindungskräfte auflöst, die anderen mit ihrem Rationalismus, der neue weltanschauliche und kulturelle Bindungskräfte durchsetzt. Beide treten deutlich in ihren antifeudalistischen Tendenzen in der so genannten Frührenaissance hervor, Tendenzen, die sich aber in der Hoch- und besonders in der Spätrenaissance nach von Martin wieder mit gewissen beharrenden Kräften verbünden und an historischer Dynamik verlieren. Dass radikale, individualistische Kräfte und Tendenzen einen sozialen Strukturwandel herbeizuführen vermögen, die ein Eigenleben entfalten und dabei neue beharrende Tendenzen aus sich heraus entwickeln, gehört nach von Martin – ähnlich wie bei Max Weber – zu den Regelmäßigkeiten, die in sozialen Umbruchphasen anzutreffen sind. »Die Peripetie bürgerlicher Entwicklung« – so fasst von Martin (1962: 426) diese These in einer späteren Schrift zusammen – beginnt dort, »wo die fortschreitende Rationalisierung – sachlichen Notwendigkeiten folgend – aufhört, ein bloß individuellen Zwecken dienendes Mittel zu sein und – eine eigene, autonome Dynamik entwickelnd – ihrerseits zum maßgeblichen Faktor wird.« Und besonders typisch stellt sich diese Entwicklung in der Renaissance dar, die nach ihrer kraftvollen individualistischen Frühphase später in eine Refeudalisierung mündet: »Von dem frühbürgerlichen Individualismus mit seinem Freiheitsideal ist man über den hochbürgerlichen Typismus des klassischen Harmonieideals zu einem späten aristokratisch-höfischen Konventionalismus gelangt, der sich an Formen des ritterlichen Mittelalters anlehnt« (von Martin 1974: III). Der Individualismus muss dann in der Reformationszeit in einer asketischen Gestalt einen neuen Anlauf nehmen. Von Martin bedient sich einer häufig und prominent (z.B. von Oswald Spengler, Arnold Toynbee oder Pitirim Sorokin) vertretenen Auffassung, der zufolge soziohistorische Prozesse zyklisch aus den drei Stadien des Wachstums, der Reife und des Verfalls bestehen.

Das Erkenntnisinteresse der Historischen Soziologen wird fol-

gendermaßen definiert: »Während der Historiker den Verknüpfungen des einmaligen Werdegangs nachgeht, also methodisch die Frage nach der ›individuellen Kausalität‹ stellt (Rickert), ist dem Soziologen die Einzelercheinung nur wichtig als Beispielfall, als Illustration eines Allgemeineren, Typischen, über die Einmaligkeit Hinausweisenden, geht es immer um die Ergründung eines generellen Sachverhalts und seiner Bedingtheit, nicht um die einer individuellen Ursachenkette« (ebd.: 11). Auch wenn von Martin in dieser Passage das Typische mit dem Generellen zu synonymisieren scheint, so kann zwischen dem Erfassen des Typischen und der Generalisierung von Begriffen nicht streng genug unterschieden werden. Dabei wird das Typische als das ›Wesen‹, das ›Sein‹ oder das ›Interessante‹ einer kulturellen Erscheinung gefasst. Der Ausdruck des ›Interessanten‹ stammt von einem der großen Vorbilder dieser Soziologie, von Jacob Burckhardt (1818-1897), der in die Soziologie ›eingemeindet‹ wird. Denn auch Burckhardt verfolgt nach von Martin ein genuin soziologisches und nicht ein historisches Interesse: Es sei ihm nicht darum gegangen, die Geschichte einer Zeit zu schreiben, den Wandel von Kulturercheinungen festzuhalten, sondern das ›Konstante‹, die ›Seele‹, den ›Geist‹ derselben zu rekonstruieren. Dies alles sind natürlich nur Metaphern, die in der heutigen Soziologie keine Heimstatt haben. Wenn man einen soziologisch akzeptierten Begriff finden will, so bietet sich *prima facie* Webers Begriff des »Idealtypus« an. Aber es ist bei näherer Betrachtung fraglich, ob der – wie viele Explikationsversuche zeigen – gewiss nicht unproblematische Kern und die methodischen Zielsetzungen von Webers Begriff geteilt werden. Der Weimarer Historischen Soziologie dient das Typische als *Zweck* der soziologischen Forschung und nicht, wie bei Weber, als *Mittel*. Der methodologische Hintergrund der Weimarer Historischen Soziologie ist nicht mehr der Neukantianismus, auf den sich Max Weber bezog.

›Das Typische‹ hat zunächst eine Selektionsfunktion hinsichtlich der Objekte. Dies wird besonders deutlich in der »Soziologie der Renaissance«, in welcher von Martin (1974) die Renaissance dort aufsuchen will, wo sie für ihn in einer gewissen Reinheit, in ihrem ›Charakter‹ hervortritt. Zu diesem Zweck befasst er sich nur mit der italienischen Renaissance, die für ihn in ihrer Rein-

form in der florentinischen zu Tage tritt. Und auch die florentinische schränkt er weitgehend auf die Familie der Medici ein. Aber nicht nur das Objekt, die Renaissance, wie man sie am Beispiel der Medici in ihrer besonderen Typizität studieren kann, sondern auch die historischen Prozesse selbst und ihre Erklärungsmuster werden nicht in ihrer allgemeinen, sondern in ihrer typischen Form untersucht. Die Renaissance wird als eine typische Verschränkung von Frühkapitalismus und frühbürgerlichem Rationalismus gefasst, ohne dass bestritten wird, dass die Renaissance auch andere Merkmale aufweist. Wenn Alfred von Martin die Renaissance in ihrer Typizität analysieren will, dann versteht er das Typische im Sinne des Eigentlichen. Die *eigentliche* Renaissance ist die italienische, weil sie nur hier zu ihrer Vollendung findet, und dies schränkt er im Hinblick auf die Frührenaissance weiter auf die florentinische ein, weil auch nur hier der typische Stil in seiner Reinheit hervortritt.

Was ist von der Weimarer Historischen Soziologie geblieben? Volker Kruse (1994, 1999) ist der Ansicht, dass wesentliche Gehalte dieser Tradition auch in der späteren, angelsächsisch dominierten »New Historical Sociology« (vgl. Kap. III/5) aufgehoben wurden. Ja, mehr noch – nach Kruse (1999: 283ff.) ist das ältere Theorieprogramm wesentlich umfassender als das ihrer Nachfolger. Diesem Urteil kann man zustimmen, wenn man – wie Kruse – die Kontinuität zwischen Max Weber und der Weimarer Soziologie sehr hoch einschätzt und die Weimarer Soziologie gleichsam als eine Art Entfaltung des Weber'schen Programms ansieht. Denn auch für die Vertreter der jüngeren Historischen Soziologie stellt Weber sicherlich den noch längst nicht überwundenen Reverenz- und Referenzpunkt dar. Es ist wie bei dem Hase-und-Igel-Spiel: Weber ist wohl schon immer da gewesen! Aber es dürfen die Diskontinuitäten nicht übersehen werden. Dies gilt sowohl für das Verhältnis zu den Klassikern wie für die nachfolgenden Varianten Historischer Soziologie. Zwar kann das Forschungsprogramm der Weimarer Historischen Soziologie nach wie vor eine hohe Relevanz für sich beanspruchen, aber es ist ein singuläres Programm, welches in vielen Punkten von anderen Traditionen abweicht und weder eine unmittelbare noch eine mittelbare Nachfolge gefunden hat.

3. Figurationssoziologie

Obzwar die Historische Soziologie von Norbert Elias (1897-1990) ihre Wirkung als ›Antiprogramm‹ gegen eine ahistorische, strukturfunktionale Soziologie erst in den 1970er und 1980er Jahren entfalten konnte, gehört sie von ihren metatheoretischen Grundlagen her in den Diskussionszusammenhang der Weimarer Historischen Soziologie. Dies gilt nicht nur für das Hauptwerk von Elias über den »Prozeß der Zivilisation«, (1997) sondern auch für das einzigartige Werk über die höfische Gesellschaft (2002), welches, 1969 erstmals veröffentlicht, auf eine Habilitationsarbeit aus dem Jahre 1933 zurückgeht. Die höfische Gesellschaft stellt die letzte vorbürgerliche gesellschaftliche Figuration in Europa dar und wird von der industriell, städtisch und berufsbürgerlich geprägten ›modernen‹ Gesellschaft abgelöst. Elias untersucht die höfische Gesellschaft, um ein besseres Verständnis der bürgerlichen Gesellschaft zu erreichen, denn, so Elias (ebd.: 74), die »höfisch-aristokratische Gesellschaft [entwickelte] ein zivilisatorisches und kulturelles Gepräge, das in das der berufsbürgerlichen Gesellschaft teils als Erbe, teils als Gegenbild mit einging und, derart aufgehoben, weiterentwickelt wurde.« Auch hier trifft man also auf das typisches Erkenntnisinteresse der Weber'schen und der Weimarer Historischen Soziologie, auf dem Wege der Rekonstruktion der historischen Genese die zeitgenössische Gesellschaft besser verstehen zu können.

Die höfische Gesellschaft wird unter *figurationssoziologischen* Gesichtspunkten untersucht. Nach Elias bilden menschliche Gesellschaften und Gemeinschaften soziale Figurationen als ein Geflecht von interdependenten, voneinander abhängigen Menschen. Die Figurationen der höfischen Gesellschaft als dem patrimonialen Herrschaftsapparat des Königs oder des hohen Adels werden von gänzlich anderen Handlungsprinzipien geleitet als die bürgerliche Gesellschaft. Dominant ist das Streben, überhaupt in diesen elitären Kreis aufgenommen zu werden und sich darin behaupten zu können. Die höfischen Menschen befanden sich in einem permanenten Wettstreit um ein knappes Gut, nämlich um Prestige und die Gunst des Königs, sahen sich permanenten Affären, Intrigen und Rangstreitigkeiten ausgesetzt, weil es für sie

keine Sekurität gab. Man musste in der Beobachtung von und Kommunikation mit anderen eine hohe Kunst ausbilden, um an sublimen Details die eigene Wertschätzung und die momentane Rangposition des Anderen einstufen zu können. Affekte mussten domestiziert werden, um keine Angriffsflächen zu bieten. Die höfische Gesellschaft wird von Elias als eine Figuration beschrieben, die den ganzen Menschen spezifischen Herrschaftspraktiken unterwarf. Besonders in diesem Punkt unterscheidet sie sich von der ihr nachfolgenden Figuration der bürgerlichen Gesellschaft. Die höfische Gesellschaft ist also von ganz anderen ›Mechanismen‹ durchdrungen als die bürgerliche.

Die Arbeiten von Elias und der »Figurationssoziologie« überhaupt (vgl. jüngst die monumentale Studie von Zwaan 2001) gehören zu den ambitioniertesten Werken der Historischen Soziologie. In ihrer theoretischen Fundierung und ihrem methodologischen Anspruch nehmen sie mit der Analyse von nachträglich so genannten Mechanismen und ihrem prozesslogischen Ansatz viele Punkte vorweg, die erst später in der Historischen Soziologie allgemein anerkannt werden (vgl. S. 70 und S. 89). Sie sind darüber hinaus auch exemplarisch für die Fruchtbarkeit, die die Zwischenposition der Historischen Soziologie zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaften für beide Seiten mit sich bringen kann. Die Soziologie wird darauf verwiesen, dass sich viele ihrer Fragestellungen nur verfolgen lassen, wenn man der Frage nach dem »So-und-nicht-anders-geworden-Sein« der Phänomene nachgeht. Und die Geschichtswissenschaften werden von Elias ermahnt, dass es auch andere historische Fragestellungen gibt als die nach dem Einmaligen oder Konkreten (vgl. insbesondere die einleitenden Ausführungen über »Soziologie und Geschichtswissenschaft« in Elias 2002).

4. Historische Soziologie als Evolutionstheorie

In der amerikanischen Soziologie nahm zur gleichen Zeit die Historische Soziologie schon früh eine szientifische Gestalt an. Sie verstand sich als *nomothetisches* Programm mit universalgeschichtlichen Ambitionen, die ihre Ursprünge in der Schotti-

schen Moralphilosophie, in der Kulturgeschichte, in der Anthropologie und in evolutionstheoretischen Soziologien des 19. Jahrhunderts sah (vgl. Barnes 1948; Stern 1959). Die Historische Soziologie wird hier als Kontrastprogramm gegen die unscientifischen Geschichtswissenschaften verstanden. In ihrem Mittelpunkt stehen die klassischen Fragen vordarwinistischer, also insbesondere lamarckistischer Evolutionstheorie nach den *notwendigen* Entwicklungsschritten von Gesellschaften – Fragen, die nicht nur keine Antworten gefunden haben, sondern heutzutage als unwissenschaftlich zurückgewiesen werden. Wie Lamarck (1744-1829) die biologische Evolution als eine kontinuierliche Stufenleiter von unvollkommenen zu vollkommenen Organismen begriff, so konzipierte die evolutionstheoretische Soziologie unter dem starken Einfluss von Auguste Comte (1798-1857) oder Herbert Spencer (1820-1903) die Entwicklung der menschlichen Gesellschaften als eine notwendige und kontinuierliche Entwicklungslinie von ›primitiven‹ zu ›modernen‹ Gesellschaften. Diese Form Historischer Soziologie wird spätestens in den 1950er Jahren ›abgewickelt‹. Sie findet keine Nachfolge, sondern sorgt auf Jahre hinaus nicht nur für eine schlechte Reputation, sondern auch dafür, dass die Soziologie sich überhaupt von historischen Problemstellungen zurückzieht. Symptomatisch ist etwa die Forderung von Talcott Parsons (1902-1979) nach einem »second best way« der Soziologie (vgl. Parsons/Shils 1951: 6): Bevor man Fragen des historisch-sozialen Wandels klären könne, müsse die Soziologie zunächst darüber befinden, was sich überhaupt wandeln kann – eine wohlbegründete, aber oft unverstandene Strategie, die Parsons den Vorwurf des ›ahistorischen Strukturfunktionalismus‹ eintrug. Parsons selbst wird sich erst in den 1970er Jahren mit Fragen des sozialen Wandels auseinander setzen.

Eine zweite Kritiklinie wird von Soziologen wie Robert Nisbet (1969, 1970) eröffnet, die der Soziologie den Abschied von jedem szientifizierten Programm historischer Forschung nahe legen. Er fordert die Untersuchung *spezifischer* historischer Phänomene statt der Spekulation über *abstrakte* evolutionäre Entwicklungsverläufe. Die Theorien sozialen Wandels sind Nisbet zufolge durch sozialgeschichtliche Untersuchungen zu ersetzen. Denn Theorien sozialen Wandels unterstellen evolutionistisch die Natürlichkeit,

Zwangsläufigkeit und die Gerichtetheit von Wandel sowie die Endogenität, Permanenz und schließlich die Kausalität von Wandlungsprozessen. Und dies sind Merkmale, die mit der menschlichen Geschichte nicht vereinbar seien. Damit bereitet Nisbet mit Werner J. Cahnman (1976) oder den ›Weberianern‹ um Reinhard Bendix (1977, 1978) und Guenther Roth (1975) und gegen den Protest aus dem ›evolutionistischen Lager‹ (vgl. Lenski 1976) den Boden für die ›new history‹ in der Soziologie.

5. »The New Historical Sociology«

In den 1970er und 1980er Jahren erlebt die Historische Soziologie eine Renaissance. Randall Collins (1986) spricht vom ›goldenen Zeitalter‹, Craig Calhoun (1997) von der ›Domestizierung‹ der Historischen Soziologie und Garry G. Hamilton (1987) prägt in Abgrenzung von der alten Historischen Soziologie die Formel von der »New History«, die den Status eines zentralen Forschungsfeldes der Soziologie annimmt. Kennzeichnend für viele ihrer unterschiedlichen Ansätze sind aber auch eine intrasozio-logische Abkehr von dem Prinzip universaler Theoriebildung, wie es noch für die parsonianisch dominierte Soziologie, für die Modernisierungstheorie wie auch für marxistische Ansätze charakteristisch ist. Weitere Merkmale sind eine grundlegend komparative Ausrichtung sowie ein strukturaler, makrosoziologischer Ansatz. Theda Skocpol (1984b: 4) bringt dieses Programm auf den Punkt, indem sie Historische Soziologie als »research devoted to understanding the nature and effects of large-scale structures and fundamental processes of change« definiert.

Die Leitvorstellungen dieser Phase der Historischen Soziologie können in verschiedenen Postulaten zusammengefasst werden (vgl. Smith 1991; Spohn 1996): Neben dem *Historizitätspostulat* (vergangene Ereignisse sind kausal konstitutiv für gegenwärtige und zukünftige Ereignisse und Entwicklungen) wird das Postulat von der *wissenschaftslogischen Einheit* von Soziologie und Geschichtswissenschaften vertreten, der sich aus ihrem gemeinsamen Gegenstand ergibt: die zeit- und raumbundene soziale Wirklichkeit. Dementsprechend kann trotz aller gewachsenen

Differenzen und jenseits der methodologischen Selbstbeschreibungen von einer wissenschaftslogischen Zusammengehörigkeit ausgegangen werden. Es wird vielfach eine Historisierung der Soziologie und eine Soziologisierung der Geschichtswissenschaften gefordert. Eine nicht allseits anerkannte oder theoretisch eingelöste Forderung besteht darin, Mikro- und Makrosoziologie stärker miteinander zu verbinden. Sie wird mit unterschiedlicher Konsequenz vertreten und ist typisch für die angelsächsische Variante (vgl. Abrams 1971, 1982), weniger hingegen für die nach wie vor sehr struktural argumentierende Soziologie von Theda Skocpol, Barrington Moore oder Immanuel Wallerstein. Hier unterscheiden sich der englische und der amerikanische Weg in die »New Historical Sociology« erheblich.

Politische Transformationen

Auch Charles Tilly (geb. 1929) schließt sich der Forderung nach einer mikrosozialen Handlungs- und Ereignisebene und einer makrosozialen Strukturebene an. Er ist ein Schüler von George C. Homans (1910-1989), was nur diejenigen überrascht, die nicht wissen, dass Homans nicht nur maßgeblicher Protagonist einer behavioristisch orientierten Soziologie war, der als solcher geschichtliche Entwicklungen als weitreichende Akkumulationen von positiven Verstärkungen betrachtete, sondern auch ein wichtiger Historiker vornehmlich des mittelalterlichen Englands (vgl. Homans 1941). Aber im Unterschied zu Tilly beharrte Homans auf einer strikten Trennung von Geschichtswissenschaft und Soziologie, von historischer Entwicklung und der Erklärung von kausalen Mechanismen. Im Zentrum von Tillys historischer Soziologie stehen Prozesse der Staatsbildung, Nationalbewegungen, soziale Konflikte, kollektive Protestbewegungen und Revolutionen. Tilly bedient sich des historischen Vergleichs, um spezifische Regelmäßigkeiten historischer Phänomene zu identifizieren und zu analysieren. Die Vergleichstechnik muss jedoch der Historizität der historischen Phänomene gerecht werden. Seine Historische Soziologie stellt eine Alternative zu atemporalen Theorien sozialen Wandels dar. Er befürwortet die Entwicklung einer »historically grounded analysis of big structures and large proces-

ses as alternatives to the timeless, placeless models of social organization and social change that came to us with the nineteenth-century heritage« (1984: 2). Der fundamentale Irrtum dieser zu überwindenden Soziologie sozialen Wandels bestehe darin, historische Phänomene zu atemporalisieren, sie ihrer historischen Gestalt zu entkleiden und als abstrakte Vergleichseinheiten zu reifizieren. Tilly setzt die Methode der »encompassing comparison« ein, um die Reduktion der historischen Phänomene auf Fälle mit wenigen abstrakten Variablen zu verhindern. »Encompassing comparison« heißt, dass der historische Kontext der Fälle gewahrt und die Individualität und Variabilität der Fälle im Vergleich herausgearbeitet werden sollte. Es handelt sich also um eine Form des individualisierenden Vergleichs. Diese Vergleiche »select locations within a structure or process and explain similarities or differences among those locations as consequences of their relationships to the whole« (ebd.: 123). Dabei beruht »das Ganze«, welches Tilly hier anspricht, nicht auf gesellschaftlichen Einheiten, sondern transgesellschaftlichen Prozessen wie den beiden dominanten Prozessen der Moderne, nämlich der Ausbildung von Nationalstaaten auf der einen, der Genese eines weltweiten kapitalistischen Systems auf der anderen Seite. In den vergangenen Jahren tritt in den Arbeiten von Tilly an die Stelle der vergleichenden Suche nach Ähnlichkeiten und Unterschieden zwischen historischen Phänomenen mehr und mehr die Analyse von sozialen Prozessen. Er ist damit zu einem der entschiedensten Befürworter der »narrativen«, temporalen Orientierung in der Historischen Soziologie geworden. Davon zeugen zahlreiche Arbeiten vor allem auf dem Gebiet der Untersuchung von politischen Prozessen.

Typisch für die Fragestellungen der Historischen Soziologie dieser Jahre sind auch die Arbeiten von Jack Goldstone (1991): Welche Faktoren führen zum Niedergang von Staaten? Revolutionen treten nach Goldstone mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit dann auf, wenn in einer Gesellschaft gleichzeitig drei Probleme entstehen: eine Krise der Staatsfinanzen, ein Wettbewerb in und zwischen Eliten um soziale Positionen, und drittens ein hohes Potential der Mobilisierung von Massen aufgrund bestimmter Belastungen oder sozialer Konstellationen. Es seien

insbesondere demographische Faktoren, die solche Bedingungskonstellationen evozieren, denn die Größe der Bevölkerung unterliegt einer Dynamik, die bestimmte ökologische Ursachen hat. Die Bevölkerungsentwicklung wiederum hat ökonomische Konsequenzen (Ernährungssituation, Preisentwicklung, Realeinkommen, Steueraufkommen), auf die die staatlichen Institutionen reagieren müssen. Es komme zu einem Missverhältnis zwischen der ökologischen Situation und den Institutionen, was zu staatlichen Krisen, zum Niedergang des Staates und womöglich zu Revolutionen führe. Goldstone untersucht die Zeitspanne von 1500 bis 1850 und nicht nur westliche, sondern auch asiatische Staaten. Seine These über die Entstehung von Revolutionen sagt aus, dass Staatskrisen und -zusammenbrüche in zwei Wellen auftreten. Die erste der beiden Wellen erlebt ihren Höhepunkt in der Mitte des 17. Jahrhunderts, die zweite in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Zwischen diesen beiden Phasen lag ein Zeitraum relativer Stabilität, der etwa von 1660 bis 1760 währte. Dieser fällt mit den beiden letzten Dritteln der von Braudel und Wallerstein als ›langes 17. Jahrhundert‹ beschriebenen Zeit zwischen 1600 und 1750 zusammen, in der sich das moderne Weltsystem konsolidierte.

In seiner klassischen Studie über »Social Origins of Dictatorship and Democracy. Lord and Peasant in the Making of the Modern World« (Moore 1967) knüpft Barrington Moore (geb. 1913) in einer von Parsons und Paul F. Lazarsfeld (1901-1976) beherrschten Soziologie an die Traditionen der großen klassischen Soziologie und Sozialgeschichte an, insbesondere an Max Weber und Otto Hintze (1861-1940). In seiner Studie untersucht er die verschiedenen historischen Pfade der politischen Modernisierung, die Entwicklung zu demokratischen oder diktatorischen Staaten, die kennzeichnend für die politischen Systeme der Moderne sind. Sein Ziel liegt darin, »die unterschiedlichen politischen Rollen zu erklären, die die grundbesitzenden Oberklassen und die Bauernschaft bei der Umwandlung von Agrargesellschaften [...] in moderne Industriegesellschaften spielten. Etwas genauer ausgedrückt, ist es ein Versuch, die historischen Bedingungen herauszufinden, unter denen diese beiden Gruppen der Landbevölkerung, oder eine von ihnen, zu mächtigen Antriebs-

kräften bei der Entstehung der westlichen parlamentarischen Demokratie, oder aber der Diktaturen der Rechten und Linken, das heißt der faschistischen und der kommunistischen Regime wurden« (Moore 1969: 9).

Moore untersucht verschiedene Länder (Frankreich, England, Deutschland, Russland, USA, China, Japan, Indien), die sich entweder zu parlamentarischen Demokratien oder zu kommunistischen oder faschistischen Diktaturen entwickelt haben. Er vergleicht deren politische Entwicklungen seit dem 16. Jahrhundert, um die Umstände zu identifizieren, welche die Unterschiede der politischen Entwicklung erklären könnten. Die Schlüsselrolle nimmt dabei die Stände- und Klassenstruktur ein, die die Gesellschaften vor diesen Modernisierungsprozessen aufwiesen. In diesen agrarisch geprägten Gesellschaften können unterschiedliche Reaktionsweisen von entscheidenden gesellschaftlichen Gruppen auf die vor allem durch die Kommerzialisierung der Landwirtschaft gekennzeichnete ökonomische Modernisierung festgestellt werden. Es sind insbesondere zwei zentrale Variablen, die Moore seiner vergleichenden Untersuchung zugrunde legt. *Erstens* geht es um die Beziehungen der Grundbesitzer zur herrschenden politischen Klasse, zur Monarchie, bzw. zu den staatlichen Zentralorganen: Stehen sie zu diesen in Opposition oder sind sie Verbündete der politisch herrschenden Klasse? Und *zweitens* geht es um die Reaktionen der Grundbesitzer auf die marktförmige Durchdringung ihrer Produktion: Wie stehen die Grundbesitzer zur kapitalistischen Durchdringung der ländlichen Gesellschaft und der Agrarproduktion? In welchem Verhältnis stehen sie zu Klassen, die diesen Prozess unterstützen?

Von diesen beiden Fragen hängt es nach Moore ab, wie die Grundbesitzer sich zu den unteren Klassen und Schichten der Gesellschaft verhalten. Ob es hier zu Interessenkoalitionen kommt oder nicht, ist wiederum maßgeblich dafür verantwortlich, ob die jeweiligen Staaten diktatorische oder demokratische Modernisierungspfade verfolgen. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass sich verschiedene prototypische Pfade differenzieren lassen. Der »kapitalistisch-demokratische« Weg der bürgerlichen Revolution mit den Hauptprotagonisten England (1688), Frankreich (1789) und USA (Bürgerkrieg zwischen Nord- und Südstaa-

ten) führt zu parlamentarischen Demokratien. Maßgeblich für diesen Weg sind nach Moore unter anderen die Faktoren, ob *erstens* die Entwicklung eines politischen Gleichgewichts zwischen den verschiedenen Klassen möglich ist, um eine zu starke Zentralgewalt oder eine zu starke grundbesitzende Aristokratie zu verhindern, und ob *zweitens* der Ausbau einer kommerziellen Landwirtschaft von Seiten der Bauern oder der grundbesitzenden Aristokratie erfolgt, die auf den bürgerlich-städtischen Markt ausgerichtet ist und die Aufrechterhaltung patriarchaler Strukturen auf dem Land verhindert. *Drittens* sei von Bedeutung, ob eine Koalition zwischen Aristokratie und Bürgertum gegen Bauern und Arbeiter verhindert werden kann. Diesen Ländern ist gemeinsam, dass sie eine »bürgerliche Revolution« erlebt haben. Darunter versteht Moore nicht eine Revolution des Bürgertums, sondern eine Form der ökonomischen Produktion in kapitalistisch orientierten Unternehmen. Die englische *Gentry*, die französischen Großbauern und die amerikanischen Farmer sind Beispiele für die Entstehung einer gesellschaftlichen Gruppe mit unabhängiger wirtschaftlicher Basis, die einer demokratischen Spielform der kapitalistischen Transformation den Weg ebneten.

Der »autoritäre Weg« der Modernisierung stellt den zweiten Pfad dar. Er mündet im 20. Jahrhundert in faschistische bzw. nationalsozialistische Diktaturen (in Preußen bzw. Deutschland und Japan). Die Modernisierung erfolgt durch eine Revolution von oben und stellt den Versuch einer herrschenden Oberschicht dar, die ökonomische wie die politisch-administrative Modernisierung mit einer möglichst geringen Veränderung der Sozialstruktur durchzuführen. Der dritte Entwicklungspfad ist derjenige der »Bauernrevolutionen« (Russland und China). Dieser Transformationsprozess wird ausgelöst durch das Verhalten der Oberschichten, die die Existenzmöglichkeiten und die Rechte der Bauern minimieren und Bauernaufstände niederschlagen. Sie installieren bürokratische Regime, die die Entwicklung eines Bürgertums behindern. Erst mit der Verbündung von neuen städtischen Eliten und Bauern wird eine politische Transformation und eine daraus folgende Revolution von oben in Gang gesetzt. Dabei kommt es zu Bauernrevolutionen wie in Russland und China und im Unterschied etwa zu Indien nur dort, wo die Bauernschaft nicht in

Formen einer strikten rechtlichen, kulturellen oder religiösen Sozialintegration eingebunden ist.

Der norwegische Sozialwissenschaftler Stein Rokkan (1921-1979) verfolgte ein komparativ-makrosoziologisches Forschungsprogramm, welches sich mit den unterschiedlich verlaufenden Entwicklungspfaden der Demokratisierung, der Nationalstaatsbildung, der territorialen Strukturierung und Staatenbildung in Europa befasst (vgl. Rokkan 2000). In einer gewissen Weise stellt es ein Gegenprogramm zu Barrington Moores Arbeiten dar, denn während dieser die Relationen zwischen sozialstrukturellen Klassen in den Vordergrund rückte, orientiert sich Rokkan stärker an Mustern der Differenzierung und Integration von politischen Systemen. Rokkans vornehmliches Interesse gilt der Frage nach den Strukturmustern westeuropäischer Demokratien seit dem 19. Jahrhundert (vgl. Flora 2000). Wie ist es zu erklären, dass die Mitgliedschaft in politischen Systemen sehr stark von kulturellen Definitionsmerkmalen abhängt? Wie kann man erklären, dass der Territorialstaat andere Typen politischer Organisation verdrängte? Warum entstanden überall in Europa Formen politischer Massenbeteiligung? Und wie ist es zu erklären, dass diese Prozesse in den europäischen Ländern unterschiedlichen Entwicklungspfaden folgten? In seinen Analysen nimmt Rokkan dabei Fragen und Antworten vorweg, die erst in den 1990er Jahren verstärkt in den Mittelpunkt rücken, beispielsweise die Relevanz des Timings von Prozessen, welches zu unterschiedlichen Trajektorien führen kann (vgl. Kap. V/3). Man kann dies am Beispiel der Institutionalisierung von Demokratisierungsprozessen exemplarisch nachvollziehen. Demokratisierungen stoßen nach Rokkan auf vier Schwellen oder Schleusen (»locks«), die passiert werden müssen (vgl. ebd.: 40f.): Innerhalb eines politischen Systems muss die Oppositionstätigkeit zugelassen werden (*Legitimation*), es müssen Wahlbeteiligungen ermöglicht werden (*Inkorporation*), der Zugang zum Parlament muss eröffnet werden (*Repräsentation*) und schließlich muss die Möglichkeit der Regierungsbeteiligung eingeräumt werden (*Exekutivgewalt*). In den europäischen Staaten sind singuläre, historisch gewachsene Strukturen dafür verantwortlich, wie und in welcher Reihenfolge diese vier Schwellen oder Hindernisse genommen werden können. Für die

Schwelle der Inkorporation sind beispielsweise historisch gewachsene Differenzierungsmuster von Zentrum und Peripherie verantwortlich. Die Inkorporation, also die Angleichung und Ausdehnung von politischen Rechten (aktives und passives Wahlrecht), kann in einer kontinuierlichen Progression oder mit Rückschritten erfolgen, sie kann plötzlich oder schrittweise und im Vergleich zu anderen Prozessen spät oder früh eingeführt werden. Diese Modi der Inkorporation bringt Rokkan nun mit Hypothesen über Differenzierungsmuster von Zentrum und Peripherie zusammen. Dabei geht er davon aus, dass die Inkorporation um so langsamer erfolgte, je stärker sich historisch in den Ländern politische Zentren herausgebildet haben. Eine andere These besagt, dass die Plötzlichkeit des Prozesses der Wahlrechtserweiterung von dem Status des Landes in der Hierarchie der europäischen Staaten abhängt. Je höher dieser Status, um so abrupter die Ausdehnung des Wahlrechts.

Allein an dieser einen Frage lässt sich schon ersehen, welche Komplexität das Forschungsprogramm von Rokkan im Laufe der Zeit angenommen hat. Der Weg dieses Forschungsprogramms ist exemplarisch für die Historische Soziologie. Ausgehend von einer fruchtbaren Fragestellung (Weshalb sind trotz aller gemeinsamer Modernisierungsprozesse die politischen Entwicklungspfade der europäischen Länder so unterschiedlich?) und einer ersten theoretischen Leitunterscheidung (Rokkan geht von Parsons und von Albert Hirschman 1970 aus) wird das Forschungsprogramm einerseits immer mehr in die historische Dimension gezwungen, um Modellbildungen vornehmen zu können, und andererseits immer stärker in die Verfeinerung der Modelldimension, um die historischen Singularitäten aufnehmen zu können. Denn beides ist typisch nicht nur für Rokkan, sondern für viele andere Historische Soziologen: Die analytische und die theoretische Ebene, die empirische Untersuchung der historischen Gegebenheiten und die meist in Form von Modellen niedergelegte theoretische Ebene befruchten sich wechselseitig.

Von einer singulären Gestalt sind die soziohistorischen Untersuchungen von Shmuel N. Eisenstadt (geb. 1923). Er steht (wie Stein Rokkan, mit dem er zeitweise eng zusammenarbeitete) »mit einem Fuß« in der Tradition der parsonianischen Soziologie, in der er neben Neil J. Smelser (1958, 1974) am stärksten das Programm einer Historischen Soziologie verfolgt; »mit dem anderen Fuß« steht er in der Tradition der religionssoziologischen Untersuchungen Webers. In seinen Analysen über die Entstehung von antiken Hochkulturen, »Kulturen der Achsenzeit« genannt, geht Eisenstadt (1979, 1987, 1992) der Frage nach, wie sich Weltzivilisationen transformieren. Mit »Kulturen der Achsenzeit« sind diejenigen Kulturen gemeint, die im ersten vorchristlichen Jahrtausend in sich eine prinzipielle Spannung zwischen weltlicher und transzendenter Ordnung erzeugten. Die Etablierung einer fundamentalen Differenz zwischen der irdischen und der transzendenten Sphäre ist in sozialer Hinsicht damit verbunden, dass die Gesellschaften in einer neuen Weise hierarchisch strukturiert werden. Es kommt zu einer Durchsetzung *stratifikatorischer Differenzierung*. Es bilden sich neue Eliten, vornehmlich in Gestalt von Intellektuellen und Klerikern, die für die Einhaltung und Interpretation dieser Differenz zuständig sind. Trotz dieser Gemeinsamkeiten unterscheiden sich die Formen, in denen sich die Transformation von voraxialen zu axialen Kulturen vollzieht, enorm. Instruktiv ist ein Vergleich zwischen dem antiken Griechenland und dem alten Israel. Beide Gesellschaften lösen die Differenz zwischen dem Weltlichen und dem Transzendenten in einer diametralen Weise auf. Im alten Israel verschiebt sich das Gewicht zugunsten der transzendenten Ordnung. Es bildet sich eine monotheistische Religion heraus, für die die Vorstellung eines Vertragsverhältnisses zwischen Gott und dem Volk Israels zentral ist. Die transzendente Ordnung wird einer Rationalisierung unterworfen. Die religiös-politische Identität weist sowohl universalistische wie exklusive Eigenschaften auf. Eine sich entwickelnde Priesterschicht überwindet die ältere Stammesorganisation und bildet ein allgemeines kulturelles Zentrum. Demgegenüber wird im antiken Griechenland die weltliche Sphäre ra-

tionalisiert. Es bilden sich Philosophie und (Proto-)Wissenschaften heraus. Die Stammesgesellschaft wird überwunden durch eine starke soziale und politische Orientierung an Verbänden. In den nichtmonotheistischen, hinduistischen bzw. buddhistischen und konfuzianischen Gesellschaften Asiens werden hingegen die Spannungen zwischen der weltlichen und der außerweltlichen Sphäre in anderer Weise gelöst. Im Hinduismus und später im Buddhismus setzt sich eine außerordentlich starke Jenseits-Orientierung durch, im Konfuzianismus hingegen eine Diesseits-Orientierung, die im Diesseits eine Übereinstimmung mit der jenseitigen Ordnung herstellen will. Andere Kulturen hingegen sind nicht »achsenzeitlicher« Natur. Ein berühmtes Beispiel ist das antike Japan, welches keinen Gegensatz zwischen weltlicher und transzendenter Ordnung aufweist.

Eisenstadt unterscheidet dabei verschiedene Formen sozialen Wandels als eines langfristigen historischen Prozesses (vgl. Vester 1995). Das wesentliche Kriterium dieser Unterscheidung besteht in der Frage, ob es Gesellschaften gelingt, Transformationsprozesse strukturübergreifend zu institutionalisieren. Bei einem »noncoalescent change« einer Gesellschaft sind die verschiedenen Wandlungsprozesse nicht integriert, was eine Institutionalisierung des Wandels verunmöglicht. Das Gegenteil stellt der »coalescent change« dar, in welchem die verschiedenen Teilprozesse sich strukturübergreifend vollziehen und daher auch in der Lage sind, sich wechselseitig zu dynamisieren und somit zu einer Institutionalisierung des Wandels beizutragen. Eine mittlere Position nimmt der »partially coalescent change« ein, bei dem nur eine kurzfristige Institutionalisierung gelingt.

Weltsystemanalyse

Als »große Ausnahme« von der komparativ vorgehenden Historischen Soziologie kann neben der breit angelegten Untersuchung über die Geschichte der Macht von Michael Mann (1986, 1993) die »Weltsystemanalyse« gelten. Die Weltsystemanalyse, die mit Samir Amin und Andre Gunder Frank, insbesondere aber mit Immanuel Wallerstein (geb. 1930) verbunden ist, stellt einen der Ansätze Historischer Soziologie dar, deren Einfluss und Bedeu-

tung weit über die Grenzen der Soziologie hinausragt. Sie befasst sich mit der Analyse von historischen Systemen (vgl. Wallerstein 1974, 1980, 1989). In einem jüngeren Aufsatz stellt Wallerstein (2001) wesentliche Etappen dieses Ansatzes dar. Er erwächst aus der Kritik an der komparativen Soziologie und der Modernisierungstheorie. Komparative Analysen, die sich auf die Grundeinheiten verschiedener Gesellschaften, Staaten oder Ökonomien beziehen und diese als autochthone Einheiten konzeptualisieren, haben nach Wallerstein einen entscheidenden Nachteil: Sie bekommen nicht das Beziehungssystem zwischen diesen Einheiten in den Blick. Sie supponieren eine Unabhängigkeit dieser Einheiten, die so nicht gegeben war und nicht gegeben ist. Nicht einzelne Gesellschaften oder Staaten, sondern historisch gewachsene Weltsysteme – die von Wallerstein in Abhängigkeit von der dominanten Form des ökonomischen Handelns in »Welt-Reiche« und »Welt-Wirtschaften« unterschieden werden – stellen die politisch und kulturell, aber in erster Linie ökonomisch dominierten Untersuchungseinheiten dar. Dabei bezieht sich Wallerstein auf das große Werk von Fernand Braudel (1949) über »La Méditerranée«, in welcher die Welt des Mittelmeeres im 16. Jahrhundert in ihren verschiedenen Dimensionen und in ihren verschiedenen Strukturebenen untersucht wird. Mit Braudel (vgl. auch Kap. II/2) versteht Wallerstein Weltsysteme nicht nur als weitgespannte räumliche Gebilde, sondern in erster Linie als zeitliche Systeme, und zwar solche der *longue durée*: Historische Systeme sind Systeme der langen Dauer. Die prozessualen Entwicklungen von Systemen pendeln zwischen Gleichgewichtszuständen und Ungleichgewichts- bzw. Krisenzuständen, in denen sich ein System weit ab vom Gleichgewicht befindet, aber verschiedene Wege einschlagen kann (*Bifurkationen*), um zu einem neuen Gleichgewicht zurückzukehren. Weltsysteme weisen also eigene *Trajektorien*, eigene Entwicklungsverläufe auf. In einer jüngeren Untersuchung wird die Trajektorie des Weltsystems im Zeitraum von 1945 bis heute beschrieben (vgl. Hopkins 1996). Dabei wird aufgezeigt, dass das Weltsystem bis 1990 verschiedene Gleichgewichtszustände durchlief. Diese Periode mündete in den Jahren um 1990 in eine Bifurkation, die nach neuen weltsystemischen Gleichgewichtszuständen ruft.

Die Weltsystemanalyse befasst sich in erster Linie mit dem modernen, kapitalistisch verfassten Weltsystem, wie es sich seit dem 16. Jahrhundert, ausgehend von Europa, in der ganzen Welt ausgebreitet hat. Zentraler Fokus ist das Weltsystem der inter- und intragesellschaftlichen ökonomischen Arbeitsteilungen und Kapitalbildungen und die daraus ableitbaren Differenzierungen in ökonomisch-politische Zentren, Semiperipherien und Peripherien. Die Entwicklungen im Weltsystem unterliegen bestimmten Rhythmen und Zyklen (vgl. Chase-Dunn 2001: 600). Dazu gehören der ökonomische Zyklus der Kondratieffschen Wellen (vgl. Spree 1991) und eine Oszillation zwischen einem politisch entkoppelten und politisch dominierten Welthandel. Daneben sieht die Weltsystemanalyse den historischen Verlauf auch durch allgemeine, säkulare Trends geprägt. Zu solchen langfristigen Entwicklungstendenzen gehören die stetige Expansion des Weltsystems nach außen wie nach innen, die stetige Kommodifizierung von Gütern, Dienstleistungen und zwischenmenschlichen Beziehungen und deren Ein- und Unterordnung in den Kapitalverkehr sowie die Rationalisierung und Mechanisierung von Produktionsprozessen.

Systemtheorie und evolutionäre Mechanismen

In diesem Kontext muss auch die »Systemtheorie« Niklas Luhmanns (1927-1998) erwähnt werden. Von vielen (z.B. Hauck 1999) fälschlicherweise als evolutionstheoretischer Atavismus gebrandmarkt, konzipiert sie bei näherer Betrachtung die »Evolutionstheorie« programmatisch als eine Historische Soziologie. Diese nimmt radikalen Abschied von älteren Evolutions- oder Stadientheorien und stellt sie – unter dem starken Einfluss von Donald T. Campbell (1965) – auf eine »Theorie der evolutionären Mechanismen« um, mit deren Hilfe der soziohistorische Wandel analysiert werden soll. In den programmatischen Schriften der 1970er Jahre (Luhmann 1975a, 1975b) geht Luhmann aber weit über diesen Schritt hinaus. Er entwirft ein theoretisches Programm, welches für die Historische Soziologie auch heute noch eine große Herausforderung darstellt. Um nur wenige wichtige Punkte zu nennen: Er nimmt die Pfadanalysen von sozialen Pro-

zessen vorweg, ebenso die »Theorie der Mechanismen« (in seiner Forderung, nicht-kontinuierliche Prozesse zu untersuchen) und eine Soziologie, die auf Ereignissen bzw. Operationen als ihrer Elementarkategorie basiert. In methodologischer Hinsicht formuliert er das Konzept der Kontingenzkausalität und er entwirft – in den Spuren von Nisbet (1969) – einen soziologischen Begriff von Geschichte (vgl. hierzu Schützeichel 2003: Kap. 4). Zentral für dieses Konzept ist die Mehrfachmodalisierung der Zeit, die erst ›Geschichte‹ als realen Prozess wie als Selbstbeschreibung ermöglicht. Und schließlich arbeitet er eine überaus ambitionierte Historische Soziologie des Wissens in Gestalt der Studien zur historischen Semantik aus (vgl. Luhmann 1980-1995). Dennoch: Viele der programmatischen Entwürfe werden von der soziologischen Systemtheorie – oder gar Historischen Soziologen – nicht in die konkrete Forschungspraxis überführt.

Die Evolutionstheorie stellt nach Luhmann eine »Theorie des geschichtlich-einmaligen Aufbaus von Systemen« (Luhmann 1997: 416) dar, zu deren Annahmen der Verzicht auf makrokausale Gesetzmäßigkeiten gehört. Evolution generiert Geschichte durch die Rekursivität von Verfahren und Mechanismen – auf die Ergebnisse von geschichtlichen Prozessen, die durch bestimmte Mechanismen hervorgerufen werden, werden wiederum die selben Mechanismen angewendet. Die zentrale Aufgabe der Evolutionstheorie besteht somit darin, die evolutionären Mechanismen zu identifizieren, mit Hilfe derer die soziokulturelle Evolution stattfindet. Nach Luhmann handelt es sich dabei um die Mechanismen der *Variation*, der *Selektion* und der *Stabilisierung*. Die zentrale Aufgabe der Systemtheorie als einer Historischen Soziologie aber besteht darin, diese Mechanismen fruchtbar zu machen für die Analyse von soziohistorischen Prozessen. Diese Aufgabe wird von der Systemtheorie in Kooperation mit einer »Theorie sozialer Kommunikation« in Angriff genommen. Soziale Systeme werden als Kommunikationssysteme konzipiert, die Geschichte dann generieren, wenn die Variation von Kommunikationsangeboten die Frage aufwirft, ob diese Variation für spätere Kommunikation zur Verfügung stehen soll, ob sie also selektiert wird, und dies nun zu dem Problem führt, ob eine solche Selektion auch im Rahmen anderer Systeme aufrechterhalten und sta-

bilisiert werden kann. Man sieht – es handelt sich um eine hoch-abstrakte Theorie, der es darum geht, den ›Betrieb der Geschichte‹ mit analytischen Mitteln zu erfassen, und nicht darum, mit den geschichtswissenschaftlichen Untersuchungen zu konkurrieren: »Entsprechend kann die Theorie gesellschaftlicher Evolution keine Theorie sein, die es sich vornimmt, den Verlauf der Geschichte oder auch nur bestimmte Ereignisse kausal zu erklären. Die Zielvorstellung ist nur, ein theoretisches Schema für historische Untersuchungen bereitzustellen, das unter günstigen Umständen zur Einschränkung der möglicherweise kausal relevanten Ursachen führen kann« (ebd.: 570).

6. »Eventful Sociology«, Narrationen und mikrosoziologische Begründungen

Die Entwicklung in den 1990er Jahren ist vielfältig. Die Forderung nach einer mikrosoziologischen Grundlegung der Historischen Soziologie wird jetzt nicht nur proklamiert, sondern es wird versucht, sie auch methodisch und theoretisch einzulösen. An ihre Seite tritt aber eine weitere Forderung, die mittlerweile die Debatte ebenso entschieden prägt. Während man sich in den 1980er Jahren darauf verständigen konnte, dass ›History matters‹, wird nun wesentlich konsequenter danach gefragt, wie das denn möglich ist. Es kommt die große Zeit der ›Narrationen‹ in ihren vielfältigen Ausprägungen; eine »eventful sociology« (Sewell 1996b) wird proklamiert. Neben der mikrosoziologischen und der temporalen Grundlegung leben aber zudem die alten Konflikte wieder vehement auf: Wie kann man soziologisch-historisch erklären? Wie sollte die Historische Soziologie methodisch vorgehen? Ist der idiographische, der nomologische oder der induktive Weg der richtige? Auch thematisch kommt es in diesen Jahren zu einer enormen Ausdehnung und Pluralisierung. Nicht mehr nur politische oder sozialstrukturelle Themen werden bearbeitet, sondern auch mikrosoziologische und kulturelle im weitesten Sinne des Wortes.

Auch die Netzwerktheorie entdeckt die Historische Soziologie (siehe den Überblick von Gould 2003) und beweist die Frucht-

barkeit ihres analytischen Instrumentariums an zahlreichen Gegenständen, z.B. (und um nur diese zu nennen) der Pariser Kommune (Gould 1995), den Medici (Padgett/Ansell 1993), der dörflichen Struktur des ottomanischen Reiches (Barkey/Van Rossem 1997) oder dem Wandel der ländlichen Sozialstruktur im frühneuzeitlichen England (Bearman 1993). In diesen Studien wird deutlich, dass auch hier verschiedene Strömungen miteinander konkurrieren – puristischen Ansätzen, die nur mit Daten arbeiten, die auf dem Level von Individuen beruhen, stehen Ansätze gegenüber, die auf höher aggregierten sozialen Einheiten basieren.

Der Einfluss des Werkes von Michel Foucault (1926-1984) auf die neuere Historische Soziologie ist erheblich. Er vollzieht sich aber eher ›subkutan‹ als in expliziten Referenzen und drückt sich durch die veränderte Themenwahl aus. Foucaults Untersuchungen über Macht und Disziplin, Wissen und Wissenschaft, Medizin und Sexualität oder die Gouvernamentalität beeinflussen zahlreiche Nachfolgestudien (vgl. Dean 1994). Dazu gehört das Erstarken kultursoziologischer Fragestellungen und ›diskursanalytischer‹ Untersuchungen. Von größerer Bedeutung ist aber, dass Foucault manche der Metaerzählungen der Historischen Soziologie ebenso ins Wanken bringt wie die präsentistische Perspektive, die historische Entwicklungen von der Jetztzeit her beurteilt und sich damit den historisierenden Blick auf alternative, auch anders mögliche Wege verschließt.

In theoretischer und methodologischer Hinsicht ist die Historische Soziologie seit den 1990er Jahren durch drei überragende Trends gekennzeichnet, die sich wechselseitig herausfordern und befruchten und verschiedene Theoriesynthesen generiert haben: Temporalisierung und Ereignisbasierung in Gestalt der ›Narrationen‹, mikrologische Fundierungen und die Renaissance der Erklärungsproblematik.

Historische Soziologie als Narrationsanalyse?

Die narrativistischen Ansätze oder Narrationsanalysen, so könnte man unterstellen, bringen die Soziologie nun endgültig in das ›Fahrwasser‹ der Geschichtswissenschaften, denn historische Se-

quenzen sollen narrativ erklärt werden. Allerdings zeichnet sich auch hier ein Unterschied zu einer Vielzahl geschichtswissenschaftlicher Arbeiten ab – die narrative Erklärung ist explizit, sie verlässt sich nicht, wie der traditionellen narrativen Geschichtsschreibung oft vorgeworfen wird, auf die impliziten Hintergrundannahmen eines gelebten *Common Sense*, sie ist formalisiert und sie strebt die Entdeckung kausaler Mechanismen an, die für die Generierung wie die temporale Ordnung der Ereignisse maßgeblich sind. Die narrative Historische Soziologie möchte also die »Narration« als eine explanative Ressource ins Spiel bringen und Narrationen erklären. Und was Reinhart Koselleck (1979) für die Geschichtswissenschaften sagte, dass gilt auch für die Historische Soziologie: ohne temporale Kategorien keine Geschichte. Von daher wird eine »temporally grounded historical sociology« (Quadagno/Knapp 1992) gefordert, eine narrative Soziologie, die aber die Probleme der narrativen Geschichtsschreibung nicht wiederholen möchte. Larry J. Griffin (1992: 407) will die Narrationen benutzen, »to create historical-sociological explanations that are replicable and verifiable«. Das Verfahren der Narrationsanalyse dient auch als Abgrenzungskriterium zur übrigen Soziologie: Die Historische Soziologie ist nicht historisch, weil sie sich etwa mit der Vergangenheit befasst, sondern sie ist historisch, weil sie temporal geordnete Ereignisse analysiert (vgl. ebd.: 405). Die Narrationsanalytiker wenden sich also gegen ein unterentwickeltes, häufig unilineares Zeitverständnis in der Soziologie wie in den Geschichtswissenschaften. Auf den Begriff gebracht wird diese Tendenz von Ronald Aminzade (1992: 465): Die Historische Soziologie strebt »the construction of theories of continuity and change that are attentive to order and sequence and that acknowledge the causal power of temporal connections among events« an und »requires concepts that recognize the diversity of patterns of temporal connections among events«.

Narrativistische Ansätze gibt es in unterschiedlichen Varianten. Gemeinsam ist ihnen die Zielsetzung, kausale Muster in Prozessen oder in Ereignissequenzen zu identifizieren: spätere Ereignisse sind bedingt durch frühere. Aus diesem Grunde ist die Kausalanalyse eine Sequenzanalyse (vgl. Rueschemeyer et al. 1992: 4). Die temporale Ordnung, in der Ereignisse auftreten, hat

eine hohe Relevanz für das Ergebnis dieser Prozesse. Einen Schritt weiter geht noch Charles Tilly: »when things happen within a sequence affects how they happen« (1984: 14; ähnlich Somers 1998; Abbott 2001). Demzufolge hat nicht nur die *Sequenzierung* der Ereignisse in Prozessen eine besondere Relevanz für das Resultat dieser Prozesse, sondern die *Zeitstelle*, die Ereignisse in Prozessen einnehmen, ist auch wesentlich verantwortlich dafür, wie sich diese Ereignisse einstellen und wie sie sich ereignen. Die narrativistischen Ansätze unterscheiden sich darin, ob auch eine Mikrofundierung der Sequenzanalysen gefordert wird oder nicht.

Mikrosoziologische Fundierungen?

Die Historische Soziologie der 1970er und 1980er Jahre hat eine eindeutig makrosoziologische Orientierung, weshalb sie auch vielfach als »historisch-komparative Makrosoziologie« bezeichnet wird. Der auch schon in diesen Jahren begonnene Weg zu einer stärkeren mikrologischen Fundierung der makrosoziologischen Ansätze wird nun trotz einiger Ausnahmen (z.B. Bühl 2003) von vielen konsequent eingefordert. In erster Linie kommen hier die verschiedenen Fraktionen des Rational-Choice-Ansatzes zum Tragen (vgl. Gould 2004). Anlass geben die intensiv diskutierten Beiträge von Edgar Kiser und Michael Hechter (Kiser/Hechter 1991; Hechter 1992; Kiser 1996; Kiser/Hechter 1998), die nach einer Tiefenerklärung historischer Prozesse verlangen. Das führt nicht zu einer Preisgabe der Narrationsanalysen. Im Gegenteil – nach Kiser (1996) kann der Rational-Choice-Ansatz viel zur Analyse von Narrationen beitragen. Er entwickelt das Konzept eines »Rational Choice Narrativism«. Narrationen werden dann als eine Methode verstanden, als eine Form der Datengewinnung und Datenrepräsentation, die nötig wird, wenn die Datenlage zu komplex ist, um datenreduzierende Techniken wie herkömmliche statistische Techniken einzusetzen (vgl. ebd.: 260). Dennoch wird auf nomothetischer Begriffsbildung beharrt. Andere bevorzugen spieltheoretische Untermauerungen von Narrationen (Levie 1997a,b), während wiederum andere eine soziologisch integrative, handlungstheoretische Perspektive anstreben mit dem Ziel, der Karl R. Popper'schen (1902-1994) *Situationsanalyse* auch in der

Historischen Soziologie Geltung zu verschaffen (vgl. Esser 1993, 2000). Damit wird eine Brücke geschlagen zu komparativen Ansätzen der Historischen Soziologie (vgl. Goldstone 1998), denn zu deren Ziel gehört es – handlungstheoretisch übersetzt –, durch vergleichende Analyse die unterschiedlichen Situationen kenntlich zu machen, in denen historische Akteure agieren.

Generalisierende Theoriebildung?

Gegen die makrosoziologische Perspektive der komparativen Historischen Soziologie werden also methodologisch-individualistische Bedenken erhoben. Und gegen die narrative Perspektive wird auf generalisierender Theoriebildung bestanden. Damit erlebt die Frage nach der Erklärungslogik eine Renaissance. Hier sehen sich Edgar Kiser und Michael Hechter einer Front von unterschiedlichen Ansätzen (vgl. Somers 1998; Mahoney 2001) gegenüber. Sie sehen die Historische Soziologie in der Gefahr, zu sehr den Charakter einer Geschichtswissenschaft anzunehmen. Ihres Erachtens ist sie zu stark an der Idiographie der Geschichtswissenschaften orientiert und zu sehr an Induktionen interessiert als an genereller Theoriebildung. Die Historische Soziologie müsse auf eine klare Abgrenzung zu den Geschichtswissenschaften bedacht sein. Die Grenze zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaften sei diejenige zwischen Nomothetik und Idiographie, zwischen Deduktion und Induktion, zwischen konkreten Beschreibungen und allgemeiner Theoriebildung – je stärker die Orientierung an deskriptiver Akkuratez, desto geringer die explanative Kraft. Eine gute Historische Soziologie müsse Erklärungen für historische Prozesse bieten, und »gute« Erklärungen seien nomologische Erklärungen. »Good explanations, we maintained, must specify both relations between causal factors (including models that indicate how the causal factors are related), and the mechanisms purporting to describe the process by which one causal factor influences the other. Since social mechanisms are unobservable, they cannot be derived from empirical observations; instead, they often are derived from general theories« (Kiser/Hechter 1998: 786).

Von einer anderen Seite her wird die Historische Soziologie als

solche in Zweifel gezogen: John H. Goldthorpe (2000) beharrt wie Kiser und Hechter auf einer klaren Trennung zwischen beiden Disziplinen, aber er zieht eine andere Konsequenz als diese: Wenn die Historischen Soziologen ihren ›Job‹ gut machen, dann sind sie gute Historiker, aber keine Soziologen mehr, denn das Hauptziel der Soziologie besteht in der Falsifikation oder Verifikation von allgemeinen Aussagen, und hierfür ist die Historische Soziologie schlecht ausgerüstet. Die Möglichkeiten der Datengewinnung sind im Gegenstandsbereich der Historischen Soziologie sehr restringiert. Goldthorpe plädiert also mit anderen Worten für einen Abschied von der Historischen Soziologie. Noch stärker als Goldthorpe wird dies von Jon Elster gefordert: Während Kiser und Hechter oder andere die Historische Soziologie in ein ›Gesamtpaket‹ der soziologischen Erklärung historischer Phänomene zu integrieren suchen, während Goldthorpe die Historische Soziologie aus Gründen der Historizität der Datenbasis für eine Fehlentwicklung der Soziologie hält und an der klassischen variablen-orientierten Forschung festhalten möchte, wird von Elster (1998, 2000) einer historischen Wende in den Sozialwissenschaften eine prinzipielle Absage erteilt. Nach Elster besteht eine inhärente Inkompatibilität von modellierender und erklärender Soziologie einerseits und einer historisierenden Soziologie andererseits.

Mit Craig Calhoun (1998) kann man deshalb feststellen, dass die Historische Soziologie wohl dazu gezwungen ist, den Methodestreit, der am Beginn ihrer Geschichte stand, immer und immer wieder auszufeuchten. Aber es gibt seit wenigen Jahren auch Ansätze, die an einer *Synthese* verschiedener Positionen arbeiten.

Synthetisierende Ansätze:

Historischer Institutionalismus und analytische Narrative

Zu diesen gehört der »Historische Institutionalismus«. Diese Position wird, ausgehend von der Initialzündung des »Bringing the State back in« (Evans et al. 1985), vornehmlich in den Politikwissenschaften, weniger in der Soziologie vertreten (vgl. Immergut 1998; Thelen 1999). Mit seinen ›Geschwistern‹, dem »Rational-Choice-Institutionalismus« und dem organisationssoziologischen

»Institutionalismus«, teilt der Historische Institutionalismus eine grundsätzliche Kritik an utilitaristischen Handlungsmodellen und an Rational-Choice-Konzeptionen. Die Handlungsorientierungen von Individuen sind diesem Ansatz zufolge weniger durch individuelle Nutzenkalküle, mehr jedoch von kognitiven Anpassungsprozessen und institutionellen Vorgaben geprägt.

Von den anderen Institutionalismen grenzt sich der Historische Institutionalismus eben terminologisch durch das Epitheton des ›Historischen‹ ab. Dieses kann bei näherer Betrachtung verschiedene Bedeutungen annehmen. Der Historische Institutionalismus achtet auf historische Kontexte von institutionellen Arrangements und bedient sich der vergleichenden Methodik in Gestalt von »contextualized comparisons« (vgl. Locke/Thelen 1995). Er beschreibt sich als historisch, weil es ihm um singuläre Gegenstände geht und um deren partikuläre Bedingtheiten, Kontexte und Kontingenzen. Er versteht sich als die kontextualistische Opposition gegen die universalistische Theoriearbeit. Die Universalisten »operate on the assumption that the general part of an explanation will capture a very big part of the story. Therefore, if we can identify the overarching rule, we will know a great deal about what we want to know about, say, democracy and development [...]. On this view, the rest is more or less idiosyncratic, and simply specifies the German, or Mexican, or Czech variant on the same basic story« (Thelen 2002: 95). Die Vertreter des Historischen Institutionalismus hingegen teilen »a high degree of skepticism on this point, and be more inclined to think that what you might be able to discover at the level of universal laws may be a rather small and even trivial part of the story. The search for middle range theory is thus driven less by a disdain for theory than the conviction that deeper understanding of causal relationships (i.e., good theory) can often be achieved through a more intense and focused examination of a number of carefully selected cases« (ebd.).

Der Historische Institutionalismus trägt sein Epitheton aber auch, weil der Temporalität und Historizität von Prozessen eine zentrale Bedeutung zukommen soll. Er plädiert dafür, kausale Mechanismen zu identifizieren und zu analysieren, mit Hilfe derer Erklärungen darüber möglich sind, wie spätere Ereignisse und

Strukturen durch frühere bedingt werden können. Er sucht also nach kausal geordneten Sequenzen in den Abläufen der Ereignisse. Dies gilt auch für die zentrale Frage nach der Entstehung und dem Wandel von Institutionen (vgl. Pierson 2000c). Häufig treten Institutionen wie ein *Deus ex Machina* auf. Der Historische Institutionalismus plädiert hingegen dafür, auch diese ›black box‹ zu lüften. Und schließlich besteht eine weitere Bedeutung des ›Historischen‹ darin, »[to] take time seriously« und »[to] analyze macro contexts and hypothesize about the combined effects of institutions and processes rather than examining just one institution or process at a time« (Pierson/Skocpol 2002: 695f.). Die zeitlichen Limitationen herkömmlicher Sozialforschung sollen aufgehoben und die Zeithorizonte verlängert werden. Nur so könne man die Evolution von Institutionen in den sozialwissenschaftlichen Blick bekommen. Das Forschungsinteresse liegt also in der langfristigen historischen Entwicklung von Institutionen und der Identifizierung der Mechanismen, die diese Entwicklung vorantreiben.

Darüber hinaus gibt es aber beträchtliche Unterschiede zwischen den verschiedenen Vertretern der Analyse von institutionellen Prozessen. Kathleen Thelen (1999, 2000, 2003) betrachtet herkömmliche Mechanismen wie »institutional conversion« oder »institutional layering«, in denen sich historische Entwicklungen vollziehen. In ihren Augen ist es wichtig, die Ursachen für die Genese getrennt von den Ursachen für die Erhaltung von Institutionen und Prozessen zu untersuchen. Pfadabhängige Prozesse stellen nur einen Teil der Geschichte dar; die Evolution von Prozessen verdanke sich eher der Intersektion mit anderen Prozessen als einer endogenen Entwicklung. Paul Pierson (2003) stützt sich hingegen stärker auf positive Feedbacks (durch Lernen) auf der mikrosozialen Ebene und auf pfadabhängige Evolution mit Hilfe von »increasing returns« auf der prozessualen Ebene.

Der Historische Institutionalismus teilt viele Gesichtspunkte mit der Position der analytischen Narrative, auf die wir jetzt zu sprechen kommen. Gemeinsam ist beiden die Intention der Untersuchung von historischen Prozessen und der Versuch, Mechanismen zu identifizieren, die diesen Prozessen Zeit, Verlauf und Dynamik geben. Sie unterscheiden sich hingegen in der Bedeu-

tungszuschreibung von Mikro- und Makroebene. Auf der einen Seite liegen eben *institutionalistische Ausgangspunkte* vor, auf der Seite der analytischen Narrative solche des *methodologischen Individualismus*. Dies führt auch zu einer unterschiedlichen Gewichtung der zeitlichen Dimension. Der Historische Institutionalismus hat langfristige Prozesse im Auge, die analytischen Narrative eher kurzfristige, die von strategischen Interaktionen und ihren Gleichgewichtszuständen geprägt werden.

Die »Analytic Narratives« stellen einen jungen, interdisziplinären Ansatz dar, der auf den ersten Blick recht heterogene theoretische Richtungen und methodische Strategien zu integrieren sucht (vgl. Levi 1997a, 1997b; Bates et al. 1998, 2000a, 2000b; Mahoney 2000b; Levi 2002). Man kann sich des Eindrucks eines Eklektizismus nicht immer erwehren. Nach den Prämissen des methodologischen Individualismus sollen kollektive Sachverhalte aus individuellen Handlungen mit Hilfe von Rational-Choice- und Spieltheorie erklärt werden. Aber diese handlungstheoretische Grundlage ist nicht sakrosankt – sie soll in der historisch-soziologischen Forschung empirisch fruchtbar gemacht und ihrerseits getestet werden, und zwar auf einem sehr sperrigen Feld, eben der historisch-komparativen Forschung. Dieser Ansatz versucht also, mit Hilfe von Rational-Choice-Modellen konkrete historische Fragen aufzuschlüsseln – dies nicht zuletzt zur Weiterentwicklung der theoretischen Basis selbst. Der herkömmlichen komparativen Historischen Soziologie wird hingegen vorgeworfen, sich im Deskriptiven zu verlieren. Eine weitere theoretische Stütze findet der Ansatz der »Analytic Narratives« im Rational-Choice-Institutionalismus des Wirtschaftshistorikers Douglass C. North (1990) und dessen Verständnis von Institutionen als Gebilden formaler und informaler Regeln, welche sowohl Handlungsbeschränkungen wie auch Handlungsanreize vermitteln. Dieses wird nun mit spieltheoretischen Überlegungen verbunden, wobei vorausgesetzt wird, dass rationale Handlungswahlen zu institutionellen, mitunter sogar multiplen Gleichgewichten führen. Institutionen können also als sich selbstverstärkende Gleichgewichtssysteme betrachtet werden, die weitere Handlungen regulieren, also bestimmte Handlungen positiv oder negativ selektieren.

Diese Konzeption wird nun mit Narrationsanalysen als einer Methode, kausale Zusammenhänge bzw. Mechanismen in historischen Abläufen zu rekonstruieren, verbunden. »Analytische Narrative« werden deshalb als Ansätze bezeichnet, »that respect the specifics of time and place but within a framework that both disciplines the detail and appropriates it for purposes that transcend the particular story« (Levi 1999: 155). Der Ansatz versteht sich als eine *empirische Rational-Choice-Theorie* (vgl. Levi 1997b). Darin besteht gleichsam das *analytische Moment* dieses Ansatzes, welches aber alleine noch nicht zu einer Historischen Soziologie gereichen würde.

Das *narrative Moment* besteht in der Präsentation von historischen Einzelfällen, die mit Hilfe der Applikation von Rational-Choice- und Spieltheorie analysiert werden sollen. Man könnte die methodische Strategie wie folgt beschreiben: Man nehme eine (beispielsweise von Historikern präsentierte) Narration und zeige auf, wie dort die erwähnten Ereignisse und Prozesse sich als Resultate von Gleichgewichtslösungen (*Nash-Gleichgewichte*) in Situationen strategischer Handlungen modellieren lassen. Wenn man aufzeigen kann, dass die Explananda die einzig möglichen Resultate von gewissen initialen Konditionen und gewissen Handlungsentscheidungen sind, dann sind wir gleichsam in der Lage, der Geschichte bei ihrer Arbeit zuzuschauen. Es ist wie in anderen Ansätzen, die sich als »narrativ« verstehen, nicht leicht, genau zu bestimmen, was eigentlich das Narrative ausmacht (vgl. Carpenter 2000). Dieser Ausdruck scheint auch hier für eine terminologische Abkürzung einer komplexen Problemlage zu stehen. Versuchen wir uns an einer (zugegebenermaßen gewagten) Präzisierung: Narrative werden in diesem Ansatz als eine chronologisch geordnete Sammlung von Daten über historische Prozesse aufgefasst. Aber den Vertretern dieses Ansatzes geht es nicht um Narrative, sondern um *analytische* Narrative. Diese scheinen Hypothesen über die Genese, den Ablauf und das Resultat von historischen Prozessen darzustellen. Die entscheidenden Knotenpunkte dieser Narrationen werden gebildet durch analytische Aussagen über das Handeln der Akteure in ihren Situationen.

Worin aber besteht eigentlich das Neue dieses Ansatzes? Ihre

Vertreter geben vor, eben die temporale Dimension stärker zu berücksichtigen. Damit kommen sie auf eine Bedeutung von Narrationen zu sprechen, die sie zwar vage voraussetzen scheinen, aber nirgendwo explizit thematisieren: Handlungen stehen in einem narrativen im Sinne eines prozessualen Kontextes. Frühere Handlungen bedingen spätere alleine schon deshalb, weil sie eben die Situation, der sich spätere Handlungen ausgesetzt sehen, erheblich bestimmen. An dieser Stelle macht sich dieser Ansatz das Konzept der *Pfadabhängigkeit* von Prozessen zu Eigen. Die kausale Bedeutsamkeit von Ereignissen, in diesem Fall also von Wahlhandlungen, ergibt sich aus ihrer Stellung in einer Sequenz von Ereignissen. Die Pfadabhängigkeit von Prozessen wird dabei spieltheoretisch hergeleitet. Akteure koordinieren ihre Handlungen mit Hilfe der Institutionalisierung von Erwartungshaltungen. Dabei kristallisieren sich gewisse fokale »coordination points« heraus, die als Erwartungsgleichgewichte interpretiert werden können. Sie sorgen dafür, dass die zukünftigen Handlungen diesem ursprünglichen Gleichgewichtszustand folgen. Einmal ausgebildet, können diese nur mit erheblichen Kosten für alle Beteiligten revidiert werden. Sie präformieren also in einem erheblichen Maße den zukünftigen Gang der Dinge. Mit anderen Worten: Die Pfade, die Prozesse nehmen können, werden als »equilibrium paths« (Levi 1997b: 31) aufgefasst.